

## Marica Pradetto

Ich bin als Maria getauft. Maria Prušnik. Ich bin die Schwester von Danilo Prušnik. Ich bin 1932 geboren und habe alles mitbekommen. Ich bin in Eisenkappel geboren, in Lobnig, auf einem sehr schönen Platz. Wir sind von der Haustüre rausgekommen auf eine schöne, große Wiese. Rundherum waren Obstbäume und ich habe Großeltern gehabt, die sehr bestrebt waren, dass wir auch miterleben, wie es auf einem solchen Bauernhof zugeht. Zum Beispiel bin ich als ganz kleines Kind immer mit der Mami in den Stall gegangen, um den Katzen Milch zu geben.

Mein Vater hat einen Job gehabt, denn der Besitzer des Hofes, auf dem ich aufgewachsen bin, war der Großvater, Franz Prušnik. Er war zweisprachig. Er hat den Ersten Weltkrieg mitbekommen und war ein begabter Musiker. Die Großmütter beiderseits haben kein Deutsch gesprochen, nur Slowenisch. Ich kenne keinen Bauern, der damals Deutsch gesprochen hätte. Als Kind war das einfach normal. Es war normal, dass sonntags die Freunde von meinem Vater gekommen sind und gesungen und musiziert haben. Ich bin 1938 in die Schule gekommen und dort durfte man nur noch Deutsch sprechen. Dann hat man sich auch zuhause bemüht, die deutsche Sprache zu erlernen. Mein Lehrer war der Ortsgruppenleiter von Eisenkappel und Oberlehrer. Ich bin sehr gerne mit dem Großvater im Bienenhaus gewesen, denn er hatte sehr viele Bienen und ich durfte immer bei ihm sein. Er war ein sehr berühmter Imker, er hat sogar im Kaiserreich in Wien mitgeholfen. Was mir dann passiert ist: Wir haben mit der Schule einen Tagesausflug gemacht. Der Herr Oberlehrer war auch Bienenzüchter und hat Bienen gehabt. Er hat uns gezeigt, wie man das eben macht, und ich habe „Matica!“ gerufen – das ist die Bienenkönigin – als ich sie gesehen habe. „Sag deinem Großvater, er soll dir Deutsch lernen!“, hat mein Lehrer erwidert. Solche Töne waren so schlimm. Das ist meine erste Erinnerung, auch an die Bienen und das Bienenhaus.

Dann hat mein Vater eine Arbeit bekommen; er hat die Landwirtschaftsschule Goldbrunnhof gemacht. Wie kann man sagen? Er war ein „studierter Bauer“. Der Vater hat im Schloss Lind bei Grafenstein eine Beschäftigung bekommen. Er war dort als Verwalter angestellt und meine Mutter als Wirtschafterin.

(Zeigt Fotos des Elternhauses) Dieses Bild ist 1942 entstanden, als die Großeltern schon deportiert worden waren. Sie sehen, die Fenster sind überall offen. Das war ein Zeichen: „Wir vermissen euch, kommt wieder.“ Und wir Kinder waren darunter und so weiter. Das ist auch das Besondere daran. Beide haben wir Spielsachen in der Hand, und damals wurden ja die Spielsachen nicht gekauft, sondern selber gemacht.

In der Schule durfte man nur noch mit „Heil Hitler“ grüßen und alles war anders. Wir waren religiös erzogen, wir sind jeden Sonntag mit der Großmutter oder mit der Mutter in die Kirche gegangen und haben auch immer wieder Milch getragen. Unsere Wirtschaft war in der Nähe von Eisenkappel und man konnte die ganze Milch verkaufen. Wir Kinder sind eben mit der Kanne gegangen und haben Milch verkauft. Auch sonntags sind wir gegangen. Gerade habe ich meinem Enkel erzählt: „Weißt du, da sind wir sonntags mit der Milch zum Truschner.“ Truschner war eine Konditorei in Eisenkappel. Wir haben dort die Milch verkauft, weil Geld hat man ja sonst nicht gehabt, und dieses Geld war dann fürs Opfer in der Kirche. Meine Großeltern, meine Mutter und auch mein Vater waren Sänger. Als Kind bin ich gerne rauf auf den Chor in der Kirche und habe von oben geschaut, wer alles kommt. Der Letzte war immer der Graf. Der Graf Thurn.

Die Deportation meiner Großeltern war schon sehr, sehr schlimm. Wir sind uns von ihnen verabschieden gegangen nach Klagenfurt, weil bei der Ebentaler Straße das große Lager war, wo alle zusammengetrieben wurden. Und wir haben uns dort sehr schwer verabschiedet. Das war ganz schlimm. Wir durften ja nicht hinein. Bei meinem Bruder war es so: Er hätte bei meinen Eltern bleiben können, aber es war eine Art Abkommen: „Der Vladimir geht mit uns.“ Und Vladimir ist auch gerne mit ihnen gegangen, das muss man dazusagen. Er war ja schon im Schloss Lind nicht mit. Mein Vater hat dann den Job verloren, und wir sind nach Eisenkappel zum Wölfl zurückgegangen. Dort war die Tante Rezi die Pächterin, die Schwester meines Vaters, denn der Besitz wurde von der Deutschen Ansiedelungsgesellschaft konfisziert. Ich habe sogar irgendwo ein Dokument, das besagt, dass der Hof zum Eigentum des Deutschen Reiches wurde. Sie sind enteignet worden. Wir sind nach Eisenkappel zurück. Ich würde sagen, alle Freunde von meinem Vater, die am Sonntag in der Kirche gesungen haben, sind eingerückt. Mein Vater war aber schon vorher im politischen Widerstand. Schon in den Dreißigerjahren hatte er mit den Sozialdemokraten und den Kommunisten zu tun. Am 30. November 1942 – ich war in der Schule, da mussten wir in der Pause immer in den Hof rausgehen – kommt zu mir eine Verwandte, die Anica: „Tvojo mami so gnali čez pvac dolta.“ – „Deine Mami haben sie über den Platz hinuntergetrieben.“ „Treiben“ heißt aber, dass da ein Soldat mit einem Gewehr ist. Weil damals hat man ja nur gehört: „Den haben sie getrieben und den haben sie getrieben ...“ Für mich war das fürchterlich. Anica ist wieder gegangen. Nur eines habe ich dann gemerkt: Wir hatten ja noch Unterricht und ich habe gemerkt, dass der Oberlehrer zur Lehrerin gekommen ist und irgendetwas geflüstert hat, und beide Blicke sind auf mich gefallen. Da habe ich mir gedacht: Irgendetwas wird ja wohl sein. Das hat man schon gemerkt, dass der Oberlehrer ein sehr deutschnationaler Mensch war. Ob als Kind weiß ich nicht, ich habe dann später vielleicht darüber nachgedacht.

Ich habe das große Glück gehabt, als ich aus der Schule kam, dass dort die Tante Frančka – das war die Schwester meiner Großmutter – auf mich wartete und sagte: „Zdaj moraš pa z menoj it.“ – „Jetzt musst du aber mit mir gehen.“ Dann sind wir eben den Lobniggraben entlanggegangen, damals gab es noch keine Straße und nichts. „Bei mir wirst du nicht bleiben können, ich habe ja nichts für dich“, sagte sie – sie hatte drei Söhne und alle drei waren bei der Wehrmacht –, „wir müssen zum Wölfl gehen etwas zum Anziehen holen.“

Interessant war – und das ist mir erst später gekommen –, welche Ängste zum Beispiel diese Tante Frančka gehabt haben muss. Wir sind nicht den normalen Weg, sondern über die „Ziegenstege“ gegangen, damit man uns nicht sieht. Und als wir dann so weit gekommen sind, dass man uns sehen konnte, hat sie gesagt: „Jetzt gehst du aber alleine rüber. Ich werde hier Erika klaben. Für den Besen brauche ich das, weiß du.“ Sie hat einfach Angst gehabt. Als ich angekommen bin, stand dort ein Mann mit einem Schladminger und einem Gewehr.

Alles hat am 30. November 1942 angefangen, einem Montag, als mein Vater begonnen hat, Schnaps zu brennen. Für mich als Kind war sozusagen das Schnapsbrennen der Grund für die Verhaftung, aber das war natürlich nur vorgeschoben. Denn was hat man von Politik damals verstanden als Kind? (...) Der Vater hatte damals mit dem Nachbarn Juri schon eine Zelle gegründet gehabt, das habe ich später erfahren. Der Widerstand ist also schon aktiv geworden. Aber für mich als Kind war die Schnapsbrennerei der Grund, dass eben auch Gendarmen gekommen sind. Ich habe das als Kind so erlebt. Weil die Mami haben sie ja eingesperrt. Das Erste war: „Wo ist denn der Vater?“ Das war das Erste, was ich die Tante Frančka, die mich abholt hat, gefragt habe. Kein Wort. Nichts.

Dann bin ich eben zum Tavčman, zur zweiten Großmutter gekommen. Meine Schlafstätte war am Boden in diesem großen Wohnzimmer. Da haben sie mir einen Strohsack hergerichtet. Die Großmutter war eine wunderbare Wirtschafterin und sie hat gut gekocht und das war alles in Ordnung. Ein Knecht war beim Haus, vor dem habe ich eine solche Angst gehabt. Zum Beispiel musste ich ihn immer zum Essen holen. Ich bin hinaufgegangen und er liegt dort nackt und so weiter; und er packt mich ... ich habe mich schon erwehrt. Solche Sachen. Das ist nicht so einfach gewesen und ich hatte ja niemanden, der mich beschützt hätte. Dann bin ich immer geflüchtet.

So bin ich ohne beide Eltern durch die Welt gegangen. Und dann hat man ja auch die Kinder von Partisanen eingesperrt. Mir ist es so ergangen, dass die Verwandten – und es war ja eine große Verwandtschaft – alle gesagt haben: „Komm lieber nicht zu uns.“ Einmal hat man mit der Tante Rezi Kontakt aufgenommen und gesagt: „Nehmt das Dirndl mit nach Klagenfurt, sonst kommt sie in ein Lager.“ Ich habe das Glück gehabt, dass ich

in Klagenfurt eine Tante gehabt habe, dass es Menschen gab, die geholfen haben, dass ich nach Klagenfurt gekommen bin. Da war ich geschützt.

15. Jänner 1944, das war ein Sonntag. Da war der erste Bombenangriff auf Klagenfurt. So lange konnte ich bleiben. Ich bin aber trotzdem vorher von Klagenfurt zum Tavčman, um ein bisschen was zum Essen zu holen. Die Tante Rezi hatte vier Kinder. Meine Mutter war eingesperrt in Klagenfurt und die Tante Rezi ist jeden Tag gegangen und hat gebeten, dass sie meine Mami freilassen. Sie war damals hochschwanger. Und dann denke ich mir auch oft, die Tante Rezi hat nur die Kraft gehabt zu helfen. Sie war die Frau vom Dr. Vinko Zwitter und jetzt muss man sich vorstellen, der Vinko Zwitter ist in die Volksschule gegangen bzw. ins Gymnasium, hat studiert, hat viele Menschen kennengelernt. Und die haben auch irgendwie helfen können, sodass die Mami damals freigekommen ist. Sie ist freigekommen, hat die Zalika geboren und wir waren alle in einer Wohnung in Klagenfurt. Ich war die Älteste von allen Kindern und bin immer nach Eisenkappel zum Tavčman gefahren und sie haben mir Würstel oder irgendetwas mitgegeben. Mit vielen Ängsten habe ich das gemacht, weil damals war ja „Hamstern“, also das Transportieren von Esswaren, verboten. Und ich habe immer nur geschaut: „Hoffentlich sieht mich niemand.“ Mit dem Zug von Klagenfurt nach Kühnsdorf und von Kühnsdorf nach Eisenkappel. Als ich dann nach Klagenfurt siedeln musste, ist meine Schwester Vera gekommen und hat mir geholfen. Die Großmutter hat ein Brot gebacken und in meinen Koffer gepackt, in meinem zweiten Koffer war Mehl. Ich hatte immer unglaubliche Angst. Im Zug stand plötzlich der Gendarm vor mir und ich musste alles aufmachen; er hat meine ganzen Hefte herausgenommen und ich habe mich so geschämt. Das war das Schöne und Interessante, es hat gute Menschen gegeben. Dort ist eine Frau gesessen und als er mich nach dem zweiten Koffer, dem mit dem Mehl, gefragt hat, hat die Frau gesagt: „Der gehört aber mir.“ Es hat gute Menschen gegeben.

Nach dem zweiten Bombenangriff war klar, dass Familien mit Kindern Klagenfurt verlassen müssen. Wir drei waren dann die ersten auf dem Zammelsberg, die Zalika, Mami und ich. Das war nicht so einfach, zu Fuß von Weitensfeld auf den Zammelsberg zu gehen und Zalika zu tragen; von unten ist ein Fuhrwerk nachgekommen und dann hat Mami gebeten, ob nicht Zalika mitfahren kann. Da war sie ein Jahr alt und schwer zu tragen. Und er hat gesagt: „Ferkel habe ich nach Weitensfeld gebracht.“ Und die Mami hat ihren Mantel reingelegt. Bis zum Ende des Krieges waren wir dann dort. Dort waren wir in Sicherheit – wir durften freilich nicht Slowenisch sprechen.

Dann war der Krieg zu Ende. Meine Mami und die Tante waren fleißige Frauen, das ist gegangen. Wir haben uns schon sehr, sehr zurückgehalten. Singen und beten durften wir nicht, nur wenn alles verdunkelt war. Dann kam das Kriegsende und der Mann von der Tante Rezi war in Deutschland, in München. Der hatte dort einen Job. Er musste 1941

schon gehen, sobald es kein Österreich gab. Onkel Vinko war ja ein Studierter, der sich auch mit der Weltpolitik auseinandergesetzt hat. Er ist gekommen und die Tante Rezi mit den Kindern und meine Mami sind nach Klagenfurt zum Vater. Die Partisanen waren auch in Klagenfurt und der Vater hat zur Mami gesagt, sie sei nicht mehr seine Frau, weil er sich eine andere Frau ausgesucht hat. Eine Partisanin. Ich kann mich noch erinnern: Als sie zurückgekommen ist, hat sie geweint.

Der Vater hat Vera und mir einen Platz in Ljubljana verschafft, damit wir zwei dort in die Schule gehen können. Wir sind vom Zammelsberg nach Augsdorf. Dort war eine Tante von Onkel Vinko, die hat Mami mit Zalika aufgenommen. Vera und ich sind von dort zu Fuß durch den Karawankentunnel auf die andere Seite und von Jesenice mit dem Zug nach Ljubljana. Dort haben wir bei einer Familie gewohnt. Das war ein alter Österreicher, der nach dem Plebiszit Kärnten als Lehrer verlassen musste, und der hat eine Riesenfreude mit uns beiden Dirndl gehabt. Er hat uns die slowenische Schriftsprache beigebracht. Wir sind dort in ein Heim „Dom Franje Tavčarjeve“ gekommen. Dort waren ganz liebe Mädchen untergebracht, so wie wir. Wir wurden dort schön aufgenommen, natürlich hatten wir damals nicht viel zu essen, aber zumindest hatten wir ein warmes Bett und die Schule. Dann sind wir von dem Heim nach Krain gekommen und dort in die Hauptschule gegangen. Die Vera hat maturiert und ich auch. Wir haben in Krain die Handelsakademie gemacht; von dort bin ich wieder nach Ljubljana gekommen. Wir haben Aspirin geschmuggelt, das war unten sehr begehrt und man hat was dafür bekommen. Nur in kleinen Mengen, aber es war ein Taschengeld, damit man wenigstens die Pflegeartikel kaufen konnte. Wir waren ja beide Mädchen. Ich war 13, als ich nach Ljubljana gekommen bin. 1950 habe ich maturiert und ich muss sagen, ich habe Glück gehabt. Ich hatte gute Professoren, die mich gern hatten. In der Klasse haben wir uns auch gut verstanden. Ich wäre gerne unten geblieben. Ich hätte die Wirtschaftsuni besuchen können. Der Vater hat aber gemeint: „Ihr seid nicht weggegangen, um nicht zurückzukommen.“

Nach Klagenfurt zurückgekommen, war ich auf Arbeitssuche, und wo immer ich angefragt habe, war ich die Partisanentochter, die da nichts zu suchen hatte. Dann haben wir mit der Mami das Gasthaus „Obir“ der slowenischen Genossenschaft übernommen. Ich habe einen Kurs gemacht und die Konzession bekommen, damit ich dieses Gasthaus führen darf, und meine Mami war eben die Köchin; wir haben dann 1952–1963 dieses Gasthaus gemeinsam geführt. Der Eigentümer des Hauses hat uns dann keine Verlängerung gegeben. Ich habe in der Zwischenzeit meinen Mann kennengelernt im Gasthaus. Er war Eisenbahner und kein Kärntner Slowene, sondern ganz was anderes. Pradetto ist ja ein italienischer Name, er hatte italienische Wurzeln. 1960 haben wir eine gemeinsame Wohnung von der Eisenbahnersiedlungsgesellschaft gefunden. Als ich dann einen Job gesucht habe, habe ich keinen bekommen. Man ist ja doch noch immer in

Kärnten, leider Gottes. Mein Vater war ein hochrangiger Partisan, das hat mir nicht geholfen. Wir hatten einen Freund, der meinte, es gäbe eine Stelle bei der Landesregierung, und als er dann nachgefragt hat, hat es geheißen: „Die soll sich woanders einen Job suchen.“ Dann ist die Alexandra zur Welt gekommen.

Eine Nachbarin hat mich einmal zu einer Tupperware-Vorführung eingeladen. Ich war ja ein sparsamer Mensch und konnte nichts wegwerfen und konnte dann eben in einer Dose Kompott für mich in den Garten mitnehmen. Diese Germteigschüsseln, damit man eben selber einen Germteig machen kann. So bin ich zu Tupperware gekommen und ich war wirklich begeistert, dass man mich so schnell aufgenommen hat. Ich bin dann auch Gruppenberaterin geworden und war 20 Jahre lang Gruppenberaterin. Meine Pension war nicht groß. Ich musste die Beiträge selbst einzahlen, aber ich habe Gott sei Dank einen Mann gehabt, der ganz gut verdient hat. Ich habe eine Tochter. Und ich hatte das Glück, dass meine Freunde aus Slowenien gekommen sind und Tupperware haben wollten.

Was unsere Familie anbelangt, hat sich der Kampf meines Vaters nicht gelohnt. Im Allgemeinen hat sich das alles selbstverständlich gelohnt. Also die Trennung der Eltern ... aber das ist ja nicht nur bei uns so gewesen. Für Familien war es immer schwer. Für uns war es schwer und für die zweite Familie war es auch nicht einfach.

Jetzt bin ich Witwe. Ich fahre noch mit dem Auto, aber ich will keine weiten Fahrten mehr machen; nur von meiner Wohnung in die Schrödingerstraße, dort haben wir einen Garten. Wir haben in den 1960er-Jahren von der Eisenbahn einen Garten gepachtet. Da fahre ich noch jeden Tag hin. Ich versuche, meine Energie so einzusetzen, dass ich noch lange selbstständig leben kann.